

2. KAPITEL

WIE DIESES BUCH ENTSTAND

Dieses litauische Jerusalem – dieses Wilna, das ich in den sechziger Jahren in Rom so »abstrakt« gemalt hatte, mit seinem bleigrauen Himmel, seinen verbrannten Häusern und den zwei kleinen Flecken, die sich durch die rauchgeschwärzte Landschaft bewegen – dieses Wilna ist in Erzählungen eingebettet. Für mich sind sie die Erzählungen meines Volks, Geschichten von Vorvätern, faszinierenden Gestalten meiner engsten Familie und beklemmende Berichte von Kampf und Überleben. Wilna war für Hunderttausende von Juden eine Stadt mit magischer Anziehungskraft. Es hat einen endlosen Strom von Erinnerungen und Reflexionen, Berge von Büchern und so viele Seiten heiliger und profaner Texte hervorgebracht, wie Sterne am Himmel sind.

Es sind die Leerstellen in diesen Texten, die ich, in meinem Malerleben, mit Bildern zu ergänzen versuchte. So erfand ich eine nichtexistente »alte« jüdische Kunst, die Vergangenheit und Gegenwart miteinander verbindet. Entgegen den strengen Traditionen unserer alten Religion habe ich Bilder gemalt, die die Sorgen und Nöte unserer Zeit darstellen und den Betrachter einladen, sich seine Gedanken dazu zu machen.

Ich, ein Repräsentant des Volks des Buchs der Bücher, sehe mich manchmal selbst als Buch, mein Bewusstsein als Amalgam aus Geschichten und Bildern, ein sterblicher *Pinkas*. Als Junge versah ich alte Texte mit meinen Bildern. Heute füge ich meinen alten Bildern neue Texte hinzu.

Mein »abstraktes« Gemälde von Wilna im Krieg hängt an einem mächtigen Eichenbalken, der quer durch den Raum im obersten Stockwerk verläuft. Rücken an Rücken mit diesem Bild, so dass es von der gegenüberliegenden Seite der Galerie aus zu sehen ist, habe ich ein anderes halbabstraktes Bild aus dem gleichen Zeitraum aufgehängt. Für mich stellt dieses zweite Bild ein Fragment einer Landschaft dar, die von einer universellen Flut verheert wurde. Das Wasser ist bereits zurückgewichen, und viele vertikale Pinselstriche, wie Markierungspfähle, lassen an Wiederaufbaupläne denken. Sie sprechen von menschlicher Unverwüstlichkeit und weisen auf die Chance einer Erneuerung hin.

Unter diesen beiden Bildern steht ein einfacher Eisentisch mit einem klassischen Turnierschachbrett aus Holz. Darin verbirgt sich ein Computer, von dem ich regelmäßig besiegt werde, ohne mein Gesicht zu verlieren. Das Schachspiel mit einem Computer (im Grunde mit dem eigenen Selbst) ist der Arbeit an einem Gemälde verwandt. Da ich kein sehr guter Schachspieler bin, widme ich meine Zeit lieber der Kunst des Malens, die ebenso ein ständiger Kampf mit dem eigenen Selbst ist. Doch in meinen Augen hat die Zeit, die ich mit Malen verbringe, den Vorteil, dass sie zu greifbaren Ergebnissen führt. In meinem Fall zu Ergebnissen, die mir den Lebensunterhalt verschaffen. Aber diese praktische Erwägung mindert keineswegs meine Bewunderung für die großen kreativen Schachmeister. Zufällig war einer dieser Meister mein Stiefvater Markuscha.

Für Markuscha

Ich war dreizehn oder vierzehn Jahre alt.

Mein Stiefvater Markuscha, ein Überlebender von Dachau, stellte mir den Schachkönig und die Dame vor nebst ihrem Hofstaat aus Läufern, Pferden, Türmen und ihren Bauern. Er bemühte sich hingebungsvoll, mir ihre Stärken und Schwächen zu erklären. Er war sehr gut im Schachspiel, und fand sich dort wahrscheinlich besser zurecht als im Spiel des Lebens.

Der Unterschied zwischen Schach und Leben und wie die Unwägbarkeiten des Lebens auch das Schachspiel bestimmen, haben mich immer mehr interessiert als die geistigen Höhenflüge von Markuschas ausgetüftelten Strategien. Als Teenager sah ich die Zukunft als eine Zeit, in der ich gezwungen wäre, beängstigend folgenschwere Entscheidungen zu treffen. Ich stellte mir vor, wie ich vorsichtig einen Schritt nach dem anderen machte, jede Bewegung im Vorhinein überdachte und im Nachhinein neu bewertete, Schlussfolgerungen abänderte, kurzum: wie ein Erwachsener handelte.

Ich hatte Furcht davor. Ich wusste, dass man nie alleine unterwegs war, dass entgegengesetzte Kräfte immer im Weg stehen würden. Mir war klar, dass man langfristige Pläne verfolgen musste, ungeachtet einer Welt, die brutal alle Lebensregeln verletzt. Als Künstler versuchte ich, eigene mentale Bilder zu entwerfen, metaphorische Visionen einer Lebenswelt, die durch die *Schoah* vollständig verändert war.

Diese Überlegungen, zusammen mit Gedanken über das traurige Hinscheiden meines Stiefvaters, regten mich in den frühen siebziger Jahren und dann er-

neut Mitte der achtziger Jahre zu zwei Zyklen von Gemälden an, die sich einer dem Schach entlehnten Bildsprache bedienen. Diese Bilder waren Gegenstand eines Buches, das 1991 veröffentlicht wurde.

Nachdem ich 1993 in die Vereinigten Staaten übergesiedelt war, malte ich eine weitere Gruppe von Bildern, die eine ikonographische Verbindung mit Schach haben und in dem Buch *The Game Continues* reproduziert und kommentiert sind. Ich wurde gebeten, ein Vorwort zu dem Buch zu schreiben, und brachte daraufhin das Folgende zu Papier:

»November 1998. Boston. Ich wäre nie in diesen surrealen Landschaften gelandet, in denen sich lauter Relikte alter Kriege herumtreiben, wenn ich nicht Nathan Markowsky kennen gelernt hätte – oder ›Markuscha‹, wie meine Mutter ihn nannte, nachdem sie sich nähergekommen waren.

Markuscha war der erste Mann der jüdischen Verwaltung im Lager für *Displaced Persons* im bayerischen Landsberg, den Mutter nach unserer Ankunft ansprach. Es war Ende 1945, und wir beide waren nach unserem wochenlangen und gefahrvollen Umherirren durch Nachkriegsdeutschland am Ende unserer Kräfte. Wir gehörten zu einer großen Zahl von Menschen, die sich vor dem Tor drängten und versuchten, mit einem der zuständigen Leute zu sprechen. Als Mutter an der Reihe war, traf sie auf einen freundlichen Mann, der ihr leise erklärte, dass wir weiterziehen müssten. Er riet uns, nach Feldafing zu gehen, etwa sechzig Kilometer entfernt, weil Landsberg überfüllt sei und die amerikanischen Behörden ein striktes Verbot erlassen hätten, neue Flüchtlinge aufzunehmen. Dann warf er einen langen zweiten Blick auf diese ziemlich attraktive Frau mit ihrem zwölfjährigen Sohn, der sich mit beiden Händen an die Falten ihres Mantels klammerte, lächelte uns schüchtern an und sagte, wir sollten in der Ecke der Verwaltungsbaracke auf ihn warten. Wir merkten, dass er sich stärker für uns einsetzen wollte, selbst um den Preis, dem Verbot zuwiderzuhandeln. Hatten wir Glück!

Erst später, als ich sein zwanghaftes Verantwortungsbewusstsein, seine stoische Gesetzestreue und seine legendäre Ehrlichkeit kennen gelernt hatte, konnte ich das Maß seiner Selbstüberwindung ermessen. Schließlich hatten die Amerikaner ihn aus dem Konzentrationslager von Dachau befreit, und er verdankte ihnen sein Leben.

Nach ein paar Stunden kam er mit verschiedenen Papieren zu uns und bat uns, ihm zu folgen. Als wir erst einmal auf zwei Pritschen in einem überfüllten Schlafsaal des Lagers untergebracht waren, zu essen bekommen hatten und vom Personal der UNRRA, der *United Nations Relief and Rehabilitation Administration*, versorgt worden waren, wurden wir rechtmäßige Flüchtlinge. Damit war der Boden bereitet für weitere Treffen von Mutter und Nathan.

Nach ein paar Monaten wurde Markuscha mein Stiefvater.

Ich glaube, Mutter wählte ihn aus einer großen Zahl von Bewerbern aus, weil sie glaubte, dass er gut für mich wäre. Er zeigte sich nämlich sehr besorgt um mein Wohlergehen und schlug sich bei meinen unzähligen Streitereien mit Mutter oft auf meine Seite. Das war vielleicht seine Art, Mutters Zuneigung zu gewinnen. Unsere äußeren Lebensbedingungen im Lager verbesserten sich enorm. Ich hatte ein eigenes Zimmer, jede Menge Platz zum Malen und sogar die Möglichkeit, regelmäßig nach München in die Kunstakademie zu fahren. Bald hängte ich seinen Namen, Markowsky, an meinen an, sowohl in amtlichen Dokumenten wie als Signatur unter meinen Arbeiten. Das behielt ich ein paar Jahre lang bei, auch wenn ich mich damit nicht ganz wohl fühlte. Später, als ich die Kunsthochschule in Jerusalem besuchte, kehrte ich zu der einfachen ›Bak‹-Signatur zurück. Ich trug einen hebräischen Namen und wollte ihn von dem slawisch klingenden Zusatz befreien. Was für ein typischer Gedanke für jene Zeit, als Israel noch ein junger Staat war. Ich wusste, dass diese Änderung nicht unbemerkt bleiben, dass sie ihn verletzen würde, fand aber nicht den Mut, mit ihm darüber zu sprechen. Markuscha sprach nie darüber, aber tief in meinem Inneren spürte ich, dass ich falsch gehandelt hatte.

Liebte ich ihn? Liebte ich ihn so, wie man es von einem Sohn gegenüber seinem Vater erwartet?

Ich glaube nicht. Die Wunde des Verlusts meines eigenen Vaters, der im Juli 1944, wenige Tage vor unserer Befreiung in Wilna, von Deutschen erschossen worden war, wollte nicht heilen. Viele Jahre mussten vergehen, bis auch nur eine einigermaßen geschlossene Narbe entstand. Sehr lange Zeit lebte ich in dem Gefühl, dass es einen entsetzlichen Verrat darstellen würde, jemand anderen seine Stelle einnehmen zu lassen. Aber das änderte nichts daran, dass ich meinen Stiefvater sehr bewunderte.

Markuscha war ein gut aussehender Mann. Er war kultiviert, sprach mehrere Sprachen fließend und fühlte sich sowohl in der Welt von Tolstoi wie in den traditionellen Studien des Judentums zuhause. Er hatte eine außerordentliche mathematische Begabung und ein fotografisches Gedächtnis, einen lebhaften Sinn für Humor und eine unglaubliche Fähigkeit, über jedes beliebige Thema sehr lustige Reime in seinem wunderbaren Jiddisch zu schreiben. Er war ein weltläufiger Mann, dessen Eleganz in Grandhotels passte. Vor dem 2. Weltkrieg hatte er Litauen bei vielen internationalen Bridge- und Schach-Wettbewerben vertreten. Die Namen solcher Schachlegenden wie Botvinnik, Lasker und Capablanca gingen ihm wie selbstverständlich von den Lippen, während er mit wenig Erfolg versuchte, aus mir einen Schachmeister zu machen. Mit Hingabe erfand und löste er Schachprobleme und spielte gegen sich selbst. Zu meiner Verblüffung brauchte er dazu weder ein echtes Schachbrett noch Figuren. Er saß einfach still

mit halb geschlossenen Augen und spielte das Spiel in einer anderen Dimension. Alles fand nur in seinem Kopf statt.

Er war ein Mann von großer Rechtschaffenheit. Viele seiner Freunde unter den Überlebenden, die politisch oder im öffentlichen Dienst aktiv waren, suchten seinen Rat. Er identifizierte sich weder mit irgendeiner der vorhandenen Parteien, noch nahm er materielle Vorteile an, wie sie mit der Zugehörigkeit zur Elite einhergingen. Er widmete seine Zeit der Gemeinschaft. Er fungierte als Richter bei einem selbstverwalteten Tribunal, das Vorwürfe der Kollaboration mit den Nazis untersuchte. Das war eine schwierige Aufgabe. Jene Jahre waren noch voller Leid, und die traumatisierten Überlebenden liefen mit offenen Wunden umher. Allzu häufig, wenn die Leute einander mit »Kapo!« anschrien, kam es zu tumultartigen Szenen.

Markuschas öffentliches Wirken weckte Vertrauen und Respekt. Als Privatperson war er vollkommen anders. Er war in seinem Innersten zerrissen und depressiv, ohne Lebensmut oder gar Lebensfreude. Er war ein trauriger Mann. Er kam nie über den tragischen Tod seiner ersten Tochter im Ghetto von Kovno und den späteren Verlust seiner Frau und seines zweiten Kindes hinweg. Er wurde von grauenhaften Träumen heimgesucht, die ihn in den Terror der Konzentrationslager zurückversetzten. Ich erinnere mich daran, wie mich die Schreie schockierten, die aus dem Schlafzimmer meiner Eltern drangen. Sie wurden vertraute nächtliche Begleiter meiner Jugend. Markuscha schreckte aus seinen Alpträumen schweißgebadet und mit rasendem Herzen auf. Dann hörte man die beruhigende Stimme meiner Mutter. Sie versuchte, die Angst zu zerstreuen, die Schatten der Vergangenheit zu vertreiben und ihn zurück in die Gegenwart zu führen.

Als wir 1948 in Israel ankamen, wurde Markuscha ein bescheidener Angestellter in einer Bank, wo seine mathematische Begabung und sein bewundernswertes Gedächtnis Verwendung fanden. Zum Glück gab es noch keine Computer, und so fand er eine Arbeitsstelle. Mit der Zeit wurde jedoch klar, dass die Energie, die er unmittelbar nach dem Krieg in Landsberg gezeigt hatte, aufgebraucht war. Meine Eltern führten ein stilles Leben, in dem meine Mutter die treibende Kraft war. Markuscha liebte sie, akzeptierte ihre überwältigende Persönlichkeit und war überaus anpassungsbereit. Mutter widmete sich nahezu ausschließlich seinen Bedürfnissen und hielt die Fassade ihres Lebens aufrecht, doch tief in ihrem Inneren hegte sie Zweifel, ob ihre Verbindung nicht ein Fehler gewesen war. Ihr Altersunterschied betrug siebzehn Jahre und wurde mit der Zeit immer offensichtlicher. Kurz vor ihrem Tod vertraute Mutter mir ihre Gefühle an. Ich hatte die Zweifel immer geahnt. Wer weiß, ob sie sich dies je vorher eingestanden hatte? Die beiden galten als beispielhaftes, liebendes Paar, und nur ich spürte die klaustrophobische Enge in ihren vier Wänden.

Ich träumte davon, mich von ihnen zu trennen, sobald ich meinen Dienst in der israelischen Armee abgeleistet und genug Geld gespart hatte, um nach Paris zu gehen. Ich wollte selbstständig sein, meine Begabung verwirklichen, meinen Hoffnungen folgen, die Welt erobern, mir »einen Namen« machen. Ich wusste, dass ich einen anderen Vater brauchte oder mehrere andere Väter, die mir als Rollenvorbild dienen konnten. Ich war ein ehrgeiziger junger Mann und musste woanders nach ihnen suchen.

In den späten sechziger Jahren begann Markuscha zu sterben. Genauer gesagt, der Teil von ihm, der nicht im Ghetto und im KZ gestorben war, der Teil, der bei uns geblieben war, begann zu verfallen. Heute würden wir von einer alzheimerähnlichen Bewusstseinsstrübung sprechen. Doch damals war es schwierig, eine klare Diagnose zu stellen. Zwischen den Reisen, die meine Mutter ihm aufzwang, ihren Essenseinladungen, die ihn aufheitern, meiner erfolgreichen Karriere und meinen Kindern, die ihm Freude bringen sollten, bewegte sich seine unauffällige Existenz – Markuscha mit seinem liebenswürdigen Lächeln und seiner würdigen Erscheinung. Ich brauchte eine Weile, um zu begreifen, welche qualvolle Mühe es für diesen gebildeten Mann bedeutet haben muss, seine nachlassende Gesundheit vor uns zu verbergen. Die noch vorhandenen Reste seiner ungewöhnlichen Intelligenz täuschten selbst die Ärzte, vor denen er ebenfalls seinen demütigenden Zustand zu verbergen trachtete. Dies gelang ihm nicht mehr lange. Ab einem bestimmten Punkt verlor Markuscha jegliche Beziehung zur Realität. Er hielt mich für den Buchhalter seiner Glasfabrik in Litauen vor dem Krieg und sprach russisch mit mir. Es wurde ihm nie bewusst, dass Mutter plötzlich im Alter von sechzig Jahren an einer galoppierenden Krebserkrankung starb und dass er zum zweiten Mal Witwer geworden war. Der Nebel in seinem Bewusstsein bewahrte ihn vor dem Erleiden eines Verlusts, der wahrscheinlich unerträglich für ihn gewesen wäre.

Es war Markuschas Abdriften, das mich zu meinen »Schachland«-Gemälden veranlasste. Ich versuchte mir die inneren Räume seiner strukturierten, von rationalen Gesetzmäßigkeiten beherrschten Welt vorzustellen, welche bereits in jungen Jahren die grundlegende Quelle seiner Gewissheiten geworden war. Ich dachte dann an die katastrophalen Kräfte und an all die Verwüstung, denen seine Seele in den schwarzen Jahren des Holocaust ausgesetzt gewesen war. Ich übersetzte diese Kräfte in Bilder einer Schachwelt nach der Sintflut, die so gut wie alles zerstört hatte.

Markuscha vegetierte ein weiteres Jahr in einem ›Heim‹ vor sich hin, ein begehrter Bridgepartner für die anderen Patienten, und er nannte jede der Schwestern beim Namen meiner Mutter: Mitzia. Er überlebte sie um ein ganzes Jahr.

Die Schachbilder, entstanden in den frühen siebziger Jahren, waren eine Huldigung an Markuschas Geist und dessen tragische Auflösung. Die in diesem

Buch abgebildeten Gemälde setzen jene Reise in die alten, vertrauten Räume der zuvor entstandenen Bilder fort, Räume, die mich weiterhin mit der Vielfalt ihrer Möglichkeiten überraschen. Es fasziniert mich, ihren verborgenen Reichtum zu erforschen. Ich gehe immer wieder einer Welt auf den Grund, in der die Dinge der Zerstörung preisgegeben sind, und es geht mir dabei um das Festhalten des Moments, bevor es zu spät und alle Evidenz verloren ist. Ich denke an Markuscha und an sein Fortgehen.

Ich wünschte, ich hätte ihm sagen können – aber vielleicht tue ich es hiermit –, wie traurig ich bin, dass ich ihm nie den Raum meines verlorenen Vaters geöffnet habe. Noch habe ich niemals gewagt, in den Raum seiner verlorenen Kinder vorzudringen, denn die Wunde, die sie in ihm hinterließen, war ein heiliges Land. Alles in allem waren wir eine typische Familie von Überlebenden, unsere Gespenster waren überpräsent, während wir zivilisiert und tolerant miteinander umzugehen versuchten. Wir mochten uns sehr, aber wir hatten Schwierigkeiten, damit richtig umzugehen.

Ich glaube, die Tatsache, dass ich jetzt in dem Alter bin, in dem Markuscha war, als er uns verließ, hilft mir nun, mit ihm zu sprechen, von Mann zu Mann, und ihm zu sagen, wie liebevoll ich ihn in meinem Gedächtnis bewahre.«

Warum habe ich so lange gewartet?

Das Schreiben dieser Seiten hat Vieles in mir aufgerührt.

Plötzlich stieß ich wieder in längst vergangene Zeiten vor. Scheinbar vergessene Erinnerungen kehrten zurück und wollten sich nicht länger verdrängen lassen. Sie bewegten sich auf der Oberfläche meines Bewusstseins und begannen, meinen normalen Tagesablauf zu stören, der aus langen Stunden im Atelier, aus Malen und Zeichnen bestand. Ich erkannte, dass etwas in mir sich in eine unvorhergesehene Richtung entwickelt hatte. Die zwanghafte, stetig wachsende Kunstproduktion, die im Lauf der Jahre eine selbst auferlegte Disziplin zu einer selbstverständlichen zweiten Natur gemacht hatte, verlor ihre bestimmende Macht. Meine Leinwände, Pinsel und Farben verloren immer mehr ihre magnetische Anziehungskraft für mich. Das so geliebte »Handwerkszeug« hörte auf, mich auf seine vertraute, immer zuverlässige und fast körperliche Weise mit meiner Alltagswirklichkeit zu versöhnen.

Heute scheinen diese alten Freunde, Partner meiner imaginären Reisen, diese wundervoll erprobten Instrumente einer heilsamen Disziplin ihre Attraktivität

und ihren Charme verloren zu haben. Ich finde das äußerst beunruhigend! Insbesondere nach so vielen Jahren täglicher Arbeitsroutine, die mich von meinem inneren Druck entlastete und meine Psyche im Gleichgewicht hielt. Was sollte nun an die Stelle meiner alten Arbeitsweise und ihrer strukturierenden Wirkung treten?

Von der praktischen Seite gesehen, ermöglichte das täglich mehrstündige Malen eine verlässliche Voraussage über die Menge meiner künstlerischen Produktion. In der Vergangenheit hatte ich nie gezögert, mir ein Datum für eine Ausstellung zu setzen. Die Befolgung einer gut funktionierenden Routine, die auf disziplinierter und intensiver Arbeit beruhte und ohne die romantische Suche nach »Inspiration« auskam, war immer einer meiner wertvollsten Aktivposten gewesen.

Das alles hat sich geändert. Wenn ich mich heute vor meine Staffelei stelle, habe ich das Gefühl, ich müsste mich zu etwas zwingen, als wäre ein Teil von mir irgendwo an einem anderen Ort, in einer anderen Zeit gestrandet. Ich weiß, dass ich mich auf die Leinwand konzentrieren muss, um die Logik der Komposition zu enträtseln, um die Farbtöne aufeinander abzustimmen und um die illusionistische Tiefe der Darstellung gegen einen fernen Horizont hin auszudehnen. Doch das Bild, das ich doch handgreiflich mit meinem Pinsel berühre, bleibt unnahbar.

Ich finde mich wieder im Wilna meiner frühen Kindheit. Fragmente alter Erinnerungen tauchen wie Scherben auf, die zusammengesetzt werden wollen. Ich hebe sie auf, begutachte sie und versuche herauszufinden, wo sie hingehören. Unweigerlich bringen sie mich zurück in eine Welt, die seit langem schon die Bedeutung eines verlorenen Paradieses oder einer unaussprechlichen Hölle oder beider zusammen erlangt hat. Warum habe ich mir das aufgeladen?

Mein kurzes Memorandum sprach von der Liebe meines Stiefvaters Markuscha zum Schach, von seiner meisterhaften Kenntnis der komplexen Spielzüge und wie er versuchte, dies an mich weiterzugeben. Doch seine geduldige Mühe förderte nur die Grenzen meines Interesses und meiner Begabung zu Tage. Ich war sicher eine Enttäuschung für ihn. Aber ohne ihn hätte ich nie den Antrieb verspürt, die imaginären Welten des »Schachlands« zu erforschen, geschweige denn sie immer wieder, auch noch nach Jahrzehnten aufzusuchen. Die traditionellen Helden des Spiels, aus ihrem Regelwerk befreit und versetzt in die Gebiete meiner Malerei, erzählten plötzlich eine vollkommen andere Geschichte. Schachbrett und Figuren wurden in der Malerei zu Metaphern des menschlichen Lebenskampfes. Das kurze Memorandum diente außerdem einem emotionalen Ziel. Ich empfand das Bedürfnis, Markuscha so viele Jahre nach seinem Tod zu sagen, wie wichtig er für mich war, was ich zu seinen Lebzeiten aus Scham versäumt hatte. Ich wollte ihm sagen, dass ich ihn liebte. Der Ausdruck gerade die-

ser Gefühle muss einen inneren Damm in mir gebrochen haben. Eine unkontrollierbare Flut von Erinnerungen riss mich mit sich fort, tauchte mich unter, ja, brachte mich fast zum Ertrinken.

Ein oder zwei Geschichten aus meiner Erinnerung herauszufischen war nichts Neues für mich. Das habe ich schon vorher getan. Aber bis jetzt habe ich es irgendwie geschafft, den Rhythmus meines Alltagslebens zu bewahren. Aus diesem Grunde habe ich meine inneren »Archive« immer nur wie auf Zehenspitzen betreten. Ich holte nur heraus, was ich zu liefern versprochen hatte. Nicht zu viele Dinge auf einmal! Ich ging mit äußerstem Bedacht vor, rührte so wenig wie möglich an gefährlichere und schmerzhaftere Schichten der Erinnerung. Der Damm durfte nicht überfließen. Doch diesmal ist es anders. Diesmal spüre ich die Notwendigkeit, mich dieser anbrandenden Woge von Erinnerungen zu stellen, mich von ihrer Last zu befreien. Und es gibt noch einen weiteren Grund, warum ich mich in jüngster Zeit so unter Druck fühle. Die Geschichte des allmählichen Hinscheidens meines Stiefvaters macht mir klar, dass das Gedächtnis noch kürzer als das Leben sein kann: Ich muss meine Erinnerungen niederschreiben, solange ich sie noch habe.

Mutter war der große Fundus unserer Familiengeschichte. Sie war ein wandelndes Lexikon der Namen, Daten, Orte und eine außerordentliche Geschichtenerzählerin. Zum letzten Mal sprach ich mit ihr über meine Hoffnung, sie werde ihre reichen Erinnerungen eines Tages zu Papier bringen, wenige Tage vor ihrem letzten Krankenhausaufenthalt. Bei einer Operation fand man Unterleibskrebs. Sechs Wochen später standen wir an ihrem Grab.

Immer wenn ich mit ihr über die Wichtigkeit eines solchen Erinnerungsbuches sprach, spürte ich, wie sehr es ihr widerstrebte, die tragischen Zeiten noch einmal zu durchleben, die einen so großen Teil unserer Geschichte ausmachten. Also schien mir die weiter zurückliegende Saga unserer Vorfahren ein guter Einstieg. Ich versuchte, Mutter zum Erzählen zu ermuntern. Ich dachte, es würde ihr großen Spaß machen, und sie würde es ja auch für meine Kinder und für deren Kinder, ihre Urenkel, tun. Sie zuckte mit den Schultern. Ihr Gesicht war traurig, und sie sah müde aus. Ich respektierte ihre Scheu. Ich sprach nicht von den anderen Dingen, die mir durch den Kopf gingen. Ich wagte nicht, von den Toten zu sprechen, die so brutal von uns gerissen worden waren und in deren Schatten wir seit Jahren lebten. Ich war davon durchdrungen, dass sie eine Begabung in sich trug, die diese Menschen »wiederauferstehen« lassen und ihnen ein Leben geben könnte, das über die Grenzen der sterblichen Erinnerungskraft einer einzelnen Person hinausging. Doch etwas hielt mich davon ab, sie zu bedrängen. Wie treffend sie ihre Geschichten erzählt hätte, in ihrem unvergleichlich eleganten Jiddisch, wunderschön geschrieben in ihrer gleichmäßigen und ausdrucksvollen Handschrift! Sie wusste so viel über die »Helden« unserer Fa-

milie. Sie wäre in der Lage gewesen, ihnen ihre reiche Identität zurückzugeben, ihre Liebe, ihre Träume, ihre Wünsche und Erfolge wie auch ihre Fehler und ihr Scheitern.

Bei einer Gelegenheit, die sich in einem unserer letzten Gespräche ergab, scheute ich davor zurück, von den Toten zu sprechen. Das »etwas«, das mich zurückhielt, war nicht weiter geheim. Markuscha starb in seiner Klinik einen langsamen Tod. Und sie selbst war in den letzten beiden Jahren ihres Lebens merklich gealtert. Sie war sechzig, sah aber älter aus. Es war besser, nicht über das Vergehen der Zeit zu sprechen und das Thema des Todes nicht zu berühren.

In dieser Zeit lief ihr Leben Tag für Tag auf die immer gleiche Weise ab. Sie verbrachte Stunden in dem »Heim«, in dem ihr Mann Markuscha untergebracht war. Die Klinik war sehr deprimierend, aber wir hatten keinen besseren Platz finden können. Sie war miserabel unterbesetzt, nicht sehr sauber und roch nach Urin. Aber wir hatten keine Wahl. Es war der einzige Ort, der ihn trotz seiner Fluchtversuche annahm.

Er empfing sie immer mit strahlendem Gesicht. Nachdem eine der Pflegerinnen sein Gebiss verschluppt hatte, sah sein Lächeln wie eine offene Wunde aus. Da sein Gedächtnis immer mehr nachließ, erkannte Markuscha kaum noch jemanden. Dieser Zustand beschützte ihn davor, das Grässliche seiner Lage zu erkennen. Aber Mutter schützte er nicht. Ihre Zustimmung, ihn in diese Einrichtung zu stecken, hatte sie große Überwindung gekostet. Sie rang sich zu diesem Entschluss erst durch, nachdem er mehrere Male ihr Zuhause verlassen und sich verirrt hatte, um schließlich von der Polizei aufgelesen zu werden. Manchmal fanden wir ihn nach einer langwierigen und nervenaufreibenden Suche in irgendeinem Krankenhaus, in das er als Unbekannter mit vollständigem Gedächtnisverlust eingeliefert worden war. Da war es besser, ihn in einer geschlossenen Klinik unterzubringen.

Nach einer langen Fahrt in einem heißen, stickigen israelischen Bus kam Mutter erschöpft und durchschwitzt in der Klinik an. Jeden Tag schleppte sie Taschen voller Essen, das sie am Abend zuvor gekocht hatte. Nachdem sie einmal gesehen hatte, wie schlecht das Essen in dem »Heim« war, ließ sie sich durch nichts von dieser mühseligen Arbeit abbringen. Das Essen, das sie in verschiedenen Töpfen und Pfannen mitbrachte, war nicht nur für Markuscha gedacht. In der Klinik wohnte auch eine Reihe junger, schwer behinderter Patienten, die an multipler Sklerose litten, und Mutter nahm zunehmend Anteil an diesen tragisch erkrankten und oft verlassenen Menschen. Ihr Körper starb langsam, aber der Geist blieb wach, und es brach Mutters Herz, sie zu ihrer ausweglosen Situation verdammt zu sehen. Sie versuchte, ihnen zu helfen, wenigstens einen Rest menschlicher Würde aufrechtzuerhalten. Nachdem sie sich um ihren Mann gekümmert hatte, sprach sie mit ihnen, schob sie im Rollstuhl herum, wischte ihre

verschwitzten Gesichter ab und fütterte sie mit einem Löffel mit ihrer hausgemachten Kost.

Mutter hatte das Gefühl, unentbehrlich zu sein. Wenn ich ihr klarmachen wollte, dass sie durch ihre grenzenlose, fast verrückte Selbstaufopferung ihre eigene Gesundheit aufs Spiel setzte, hörte sie nicht zu. Empfund sie Reue darüber, dass sie ihren zweiten Mann nicht so stark geliebt hatte, wie sie es ihrem Gefühl nach hätte tun müssen? Büßte sie für eine »Untreue«, weil ihre Liebe auf ewig an die Erinnerung an meinen Vater gebunden geblieben war?

An Mutters Grab, am letzten Tag des Jahres 1971, überwältigt von meinem Verlust, fühlte ich, dass ich nicht nur von ihrer einzigartigen und unersetzbaren Persönlichkeit Abschied nahm. Ich wusste, dass der größte Teil des Lebens vieler Angehöriger unserer Familie, die in den verhängnisvollen Jahren des Holocaust zu Tode gekommen waren, aber in ihrer Erinnerung weitergelebt hatten, zum zweiten Mal begraben wurde. Als ich den kleinen Friedhof verließ, in dem sie nun ruhte, überfiel mich die Überzeugung, dass die vielen Geschichten, die sie so gerne und immer wieder erzählte, mir eine Art Vermächtnis auftrugen. Ihre Geschichten hatten mir eine schwere Verantwortung aufgebürdet. Ich war das letzte Glied der Kette. Ich gab mir selbst das Versprechen, nicht zu lange zu warten und diese Toten vor dem Vergessen zu bewahren, indem ich niederschrieb, was ich im Gedächtnis trug. Doch ich hatte damals viel zu tun, und andere dringliche Angelegenheiten gewannen die Oberhand. Das Projekt blieb im Wartestand. Der enorme Druck, den ich heute verspüre, zeigt mir, dass ich nun wirklich anfangen muss. So beginne ich mit meiner Tante Jetta, meiner zweiten Mutter, die selbst Autorin eines wertvollen, nun schon lange vergriffenen Memoirenbuches war.

